

IN DIESER AUSGABE

Von der Liebe
eines britischen
Soldaten

SEITE 2

Vom Siebenjährigen
Krieg in
Wallenbrück

SEITE 2

Kapelle in
Westküler ist
550 Jahre alt

SEITE 3

Herforder Flieger über
den Vogesen
abgeschossen

SEITE 3

Darum klappert die
Mühle am
rauschenden Bach

SEITE 3

„Maskierter Strolch“
ist optimal
getarnt

SEITE 4

Vom Besenbinder
zum
Millionär

SEITE 4



Klaus Saeger im Alter von vier Jahren.

Familienchronik über 13 Generationen

Weit zurück blickt die Chronik der Familie Saeger. Sie wurde verfasst von Klaus Saeger unter Mitarbeit seines Sohnes Alexander. Die reichbebilderte Familienchronik ist jetzt im Kommunalarchiv einzusehen. Sie geht weit über das übliche Maß der Familienforschung hinaus, legt den Schwerpunkt auf das Biografische und berichtet, was das Leben der Vorfahren ausgemacht und sie zu den Menschen gemacht hat, die sie gewesen waren.

Für jede dieser Personen entsteht so eine Miniatur-Biografie, die auch zahlreiche Informationen über die Familie hinaus gibt. Mit vielen Lebensbeschreibungen, Texten, Urkunden, Briefen und Fotos werden die Träger der Familiennamen Saeger, Seeger, Seger, Sager, Sehger und Säger präsentiert, die sich während eines sehr langen Zeitraums (18. – 20. Jahrhundert) in Herford aufhielten, ihre Wurzeln jedoch im Gebiet des benachbarten Enger hatten.

Ein erstes Auftreten des Namens in den Dörfern Siele und Besenkamp ist durch den um 1580 geborenen Hartwig Seeger urkundlich belegt, 400 Jahre später setzt der 1980 geborene Alexander Saeger die Familiengeschichte fort. (CL)

Monika Guist

Sie ragen weit hinauf und sehen wie Kirchtürme aus, denen Kreuz und Wettergockel fehlen. Im Kreis Herford sind noch rund zehn solcher Türme zu finden. Die meisten sind ein Teil von Feuerwehrhäusern wie in Bünde-Spradow und -Holsen, Enger-Pödinghausen, Herford-Mitte, Löhne-Gohfeld oder Vlotho-Exter.

Einige sind ungenutzt wie in Lenzinghausen oder werden wie in Bardüttingdorf als private Garage genutzt. Viele sind in den 1970er Jahren abgerissen worden – beispielsweise in Schwarzenmoor. Andere wiederum wurden wie in Südlengern unter Denkmalschutz gestellt und mit viel ehrenamtlichem Einsatz wieder aufgebaut.

Schläuche mussten früher zum Trocknen aufgehängt werden

Aber was sind das für Türme? Wie wurden sie genutzt? Erfüllen sie heute noch einen Zweck? Die Rede ist von den historischen Schlauchtürmen der Feuerwehren.

Seit Ende des 19. Jahrhunderts wurden im Wittekindsland Freiwillige Feuerwehren gegründet. Anfang des 20. Jahrhunderts wurden Feuerwehrgerätehäuser errichtet, die bis in die 1960er Jahre alle etwas gemeinsam hatten: einen großen, mindestens 10 Meter hohen Turm.

Früher dienten diese Türme dem Trocknen der Schläuche. Diese waren bis in die 1950er Jahre nicht gummiert und aus reinem Hanf hergestellt. Bevor die Schläuche in den Türmen zum Trocknen aufgehängt wurden, mussten sie auf Schäden geprüft werden. Das war nur optisch möglich. Ob sie dem Wasserdruck noch standhielten, war nicht sichtbar.

Im Schlauchturm wurden die Schläuche in der Mitte mit einem Flaschenzug aufgezo- gen. So hingen sie gerade und konnten gut ablüften und damit zumindest äußerlich trocken- nen. Durch die Länge der Schläuche von meistens 20 Metern ergab sich dann eine notwen- dige Höhe von mindestens 10 Metern zuzü- glich der Höhe für den Flaschenzug und die Befestigungen. Auch wenn es andersorts höhere Türme gibt – im Wittekindsland waren sie nie höher als 10 Meter.

Trunkenbolde kamen ins Spritzenhaus

Die früheren Gerätehäuser wurden vielseitig genutzt. Man erzählt sich, dass sie in man- chen Ortsteilen auch als Aus- nützerungszelle dienten oder als Verwahrung für entgleis- te Männer nach durchzech- ten Nächten.

Auch die Feuerwehren änderten sich. Die Geräte und Ausrüstungen entwickelten sich weiter. Bald passten die neuen Fahrzeuge nicht mehr in die kleinen Gerätehäuser. Beim Neu- oder Umbau der Feuerwehrhäuser in den 1970-



Das frühere Spritzenhaus in Lenzinghausen ist seit langen Jahren ungenutzt. Der Schlauchturm hat die typischen Lüftungsclappen. Foto: Kiel-Steinkamp



In Pödinghausen ist es gelungen, den Schlauchturm als Teil eines ausgebauten Feuerwehrhauses zu erhalten. Foto: Kiel-Steinkamp



Das Spritzenhaus Südlengern steht unter Denkmalschutz.



Die Kreisfeuerwehrzentrale hat eine neue Schlauchpflegeanlage.

er und 80er Jahren wurde der Schlauchturm oft aus finan- ziellen Gründen weggelassen und durch eine zentrale, elek- trisch betriebene Schlauch- trocknung in der Feuerwehr- zentrale ersetzt.

Bis vor zwei Jahren gab es eine zentrale Schlauchpflege im Keller der Feuerwehrzentrale in Eilshausen mit einer 20 Me- ter langen Reinigungseinrich- tung. Im Zuge der Moderni- sierung der Leitstelle schaffte

der Kreis Herford eine neue Schlauchpflegeanlage an. Der Schlauch fährt heute durch die Maschine und wird gleichzei- tig gereinigt, getrocknet und geprüft. Computertechnik macht es möglich, die Druck- prüfung maschinell vorzuneh- men.

Schlauchpflege aus Enger
Kleiner technischer Exkurs: Die moderne Maschine ist et- wa 3 mal 5 Meter groß und wur-



Die Löschgruppe Quernheim-Rehmerloh verewigte sich im August 1972 vor ihrem alten Spritzenhaus Quernheim.

de von der Firma Bocker- mann in Westerenger entwi- ckelt. Die Firma, die 1926 mit der Produktion der „Rebo“- Motorräder begann, errich- tete nach dem Krieg Elektro-, Sa- nitär- und Heizungstechni- sche Anlagen. Über die Pro- duktion von Industriellen Steuerungen gelangte die Firma ab 1984 zur Entwicklung von Schlauchpflegesystemen für den Feuerschutz. Heute ge- hört die Firma aus dem Wit-

teckindsland zu den führenden Herstellern und Systemanbie- tern moderner Schlauchpfle- gesysteme. Sie sind weltweit im Einsatz.

Und wofür sind die ver- bliebenen Türme noch gut? Im Kreis Herford werden die al- ten Türme zum Teil für den Di- gitalfunk genutzt und für Lei- tungen der Feuerwehrleu- te. Deutschlandweit wird bei immer mehr Feuerwehren der Schlauchturm für Abseil-

Übungen genutzt.

Für den Kreis Herford sind die Türme im wahrsten Sinne des Wortes herausragende Wahrzeichen der baulichen und technischen Entwicklung der Feuerwehrgeschichte. Und vielleicht sind sie in einer Zeit, in der sich unsere Region schnell und stetig verändert noch mehr: die lange histori- sche Nase alter Ortsgeichter.

Hier einige Beispiele:

Pödinghausen

Das alte Gerätehaus mit Turm an der Sundernstraße sollte 2002 abgerissen und ein neues im Industriegebiet gebaut wer- den. Die Löschgruppe kämpfte erfolgreich um den Erhalt eines der letzten Gerätehäuser mit Turm in der Mitte einer ge- wachsenen Ortschaft. Happy end: Man entschied sich, den Standort beizubehalten, das Gerätehaus umzubauen, zu er- weitern und den Turm zu er- halten.

Lenzinghausen

Das alte Gerätehaus mit Schlauchturm wurde 1931 ge- baut. Heute ist es ein Stück al- tes Lenzinghausen. Für die Feuerwehrfahrzeuge ist es längst zu klein geworden, ein Denkmal der Technikge- schichte ist es jedoch geblie- ben, auch wenn der offizielle Eintrag fehlt. Open end: Was wird aus dem alten Turm der Feuerwehr(geschichte)?

Quernheim

Das alte Spritzenhaus wurde 1908 gebaut und 1975 abge- rissen. Die auf dem Foto zu se- hende Löschgruppe wurde mit zwei weiteren zusammenge- legt und so entstand die heute noch aktive Löschgruppe Kirchlingern-Mitte.

Kleine Turmgeschichte aus Kirchlingern, erzählt vom Lei- ter des Feuerwehrmuseums Hans Kleemeier: „Der Turm war mit Gittern ausgerüstet und diente dem Dorfpolizi- sten dazu, dort ‚Unholde‘ ein- zusperren – meistens nur über Nacht, bevor sie dann im Re- gelfall nach Bünde gebracht wurden. Den Kindern wurde deshalb auch gerne damit gedroht, dass sie ins Spritzen- haus kommen, wenn sie denn nicht gehorchen.“

Südlengern

Mit viel ehrenamtlichem En- gagement und finanzieller Unterstützung der NRW-Stif- tung Natur-Heimat-Kultur wurde das 1925 erbaute Sprit- zenhaus an der Elsestraße kürz- lich renoviert. Es wurde be- reits 1993 unter Denkmalschutz gestellt und wird heute vom Feuerwehrmuseum Kirchlingern genutzt.

Sammelaufruf:

Wer hat Fotos und Aufnah- men von alten Schlauchtür- men aus dem Kreis Herford, die heute nicht mehr zu sehen sind? Gibt es spannende oder lustige Geschichten zu erzäh- len, die an bestehenden oder nicht mehr vorhandenen Tür- men spielen? Wir freuen uns über Zusendungen an: Kreis- heimatverein Herford, Amts- hausstraße 3, 32051 Herford; kreisheimatverein@kreis-her- ford.de; Monika Guist Tel. 05221 131460

Britischer Soldat liebt deutsches Mädchen

Andrew Clark Marshall war nach dem Krieg in Herford stationiert. Hier lernt er seine Mila kennen und heiratet sie trotz Vorbehalten in seiner und ihrer Familie.

Christoph Laue

Andrew Clark Marshall war 22 Jahre und sieben Tage – genau vom 2. September 1939 bis 8. September 1961 – britischer Soldat. Nach 1945 war er in Herford stationiert. Trotzdem erscheint er, wie alle britischen Militärangehörigen, nicht in der Meldekartei der Stadt, die im Stadtarchiv Herford überliefert ist. Nun gibt es dort aus Familienbesitz aufschlussreiche Quellen zu seinem Leben.

Seine Wohnungen in Herford waren zunächst in besetzten Häusern an der Wittekind- und der Werrestraße, dann ein für die Briten erbautes Haus an der Eichenstraße. Auch dazu gibt es in Herford kaum Informationen. Zwischendurch verließ er sie für Aufenthalte in Hannover und für Auslandseinsätze.

Als uneheliches Kind 1920 geboren – seine Mutter heiratete erst 1923 – wurde Marshall bereits 1939 Berufssoldat. Ein Foto, das er 1948 seiner Verlobten schenkte, zeigt ihn in schottischer Uniform des „Black-Watch-Regiments“ bei seiner Aufnahme ins Militär. Bei seiner Entlassung 1961 war er zum „Warrant Officer Class II vom Corps Royal Engineers“ bei der Herforder „205 Postal Unit R.E.“ aufgestiegen, was in etwa dem historischen Dienstgrad des Feldwebelleutnant entsprach. In seinem Entlassungszeugnis „Regular Army Certificate of Service“ wird ihm ein gutes Zeugnis ausgestellt.

Seine Ehefrau Mila Marshall – nach Schilderung der Tochter „blondgelockt und blauäugig“ – war Ostvertriebene, kam 1946 über Berlin nach Bielefeld und hatte eine Anstellung als Küchenhilfe in der britischen Kaserne in Herford gefunden.

Der anfangs schüchterne Soldat verliebte sich 1947 und seine Verlobte profitierte als „Bratkartoffelverhältnis“ von seinen Möglichkeiten beim Militär. 1949 heirateten sie in



Andrew Clark Marshall ließ sich um 1953/54 in Ägypten oder Zypern fotografieren. Fotos: Kommunalarchiv



Mila Marshall 1981. In der Eichenstraße 19 hat die Familie von 1956 – 1961 gewohnt.



Mila Marshall 1981 an der Werrestraße 11. Es war von 1951 – 1954 von den Briten besetzt.



Tochter Patricia Marshall vor dem Kaufhaus Köhler in Vorweihnachtszeit 1959 oder 1960.

Bielefeld. Ihre Eltern waren anfangs nicht begeistert, dass sie sich in einen Besatzungssoldaten verguckt hatte. Aber nach und nach entwickelte sich ein gutes Verhältnis – auch aufgrund der „englischen Zigaretten und des Nescafé“. Auch die schottische Mutter schämte sich wohl, dass ihr Sohn eine Deutsche geheiratet hatte.

Das 1951 geborene erste Kind der Marshalls starb bereits einen Tag nach der Geburt, die im britischen Royal-Airforce-Krankenhaus in Rinteln stattzufinden hatte – und dem die Mutter ihr Leben lang vorwarf, nicht genügend ausgestattet gewesen zu sein. Der Junge wurde auf einem britischen Militärfriedhof in Hannover begraben.

1955 kam in Hannover Tochter Patricia zur Welt, die vor kurzem dem Stadtarchiv Herford einige Fotos, Originaldokumente und einen Bericht über ihr eigenes Leben und Erleben als deutsch-britisches Kind überließ.

1961 verließ Marshall Herford und zog zu seinen Schwiegereltern nach Hochmoor bei Gescher, arbeitete noch 23 Jahre für die Firma Ruthmann, die Hubarbeitsbühnen und Hubwagen herstellte. Er starb 1998 in Coesfeld.

In der Ehe wurde oft und nicht immer konfliktfrei über das durch die Nazizeit bestimmte deutsch-britische Verhältnis gesprochen. Marshall hasste alles Nazihafte und die Deutschen, die sich aus ihrer Verantwortung herauszureden versuchten. Er blieb trotzdem nach seiner Entlassung hier und diskutierte diese Themen auch mit den deutschen Nachbarn.

1981 besuchte das Ehepaar Herford und machte Fotos von den Wohnsitzen Werrestraße 11 und Eichenstraße 19. Der Lebensweg von Andrew Clark Marshall und sein – kaum durch offizielle Nachweise ermittelbares – Leben in Herford ist nun durch die überlassenen Dokumente zumindest teilweise nachvollziehbar.

Van Kartoffelsorden un Pickertsorden

Dr. Schröders Plattdeutsche Sprechstunde: Kleine Hommage an Werner Schlüpmann

Fürhkartoffeln werden zwar schon im Juni ausgebuddelt, aber die Lager-Kartoffeln (die späten Sorten zur Vorratshaltung) sind erst ab September bis in den Oktober dran.

Weil Kinder früher bei der Kartoffelernte mithelfen mussten („Kartoffeln upsoiken“), hießen die Herbstferien Kartoffelferien. Zur Belohnung gab es „Kartoffelfüer“. Als Brennstoff dienten „teohäopere Strünke“ (die zusammengehackten vertrockneten Stengel u. Blattreste). „Dunner, de woiern wall teo lange in'e Gleot!“, hieß es, wenn die Erdäpfel verkokelt aus der heißen Glut geholt wurden. Hände und Gesichter der Kinder wurden dann schon mal „pottendreckig“. Aus den neuen Kartoffeln wurden dann auch die ersten „Pickert“ gebacken, die ostwestfälische Spezialität schlechthin.

Der Plattdeutsche Doktor erinnert an dieser Stelle an den kürzlich verstorbenen Plattschreiber Werner Schlüpmann („Schlüp'n Werner“), geb. 1925 in Kölkebeck/Altkreis Halle und lange im Heimatverein Hücker-Aschen aktiv. In seinem Buch „Kartoffelfüer“ berichtete er in sei-



Dr. Achim Schröder

Foto: Kiel-Steinkamp

nem Süd-Ravensberger Platt über die verschiedenen Pickertsorten (Text leicht überarbeitet): „Doa giff et dünn Lippsken Pickert, de met Roßuinen un Gest (Hefe) backen es. Tüsen Builefeld früher bei der Kartoffelernte (Rahden) es de Lappenpickert bekannt (Anm.: nach Art des Reibkuchens). De Pannen wärt met 'ne Speckschworn inriern. Oin paar Stücksken Pickert kuomt auk met rin. Doateo giff et Appelbruich (Apfelmus), Bottern un Bauhenkaffoi. Und dänn es doa de Kastenpickert (Anm.: eine Art Kartoffelbrot) tüsen Builefeld, Wähder (Werther), Vassem (Versmold) un Gütsel (Gütersloh) 'ne Besonnerhoit.“

Und weiter über die schwere Erntearbeit: „Bevo de oiste Kastenpickert up'n Disk kamm, mosse de leste Wagen met Kartoffeln up'n Huawesu in Ümmer gengen de Upsoiker up de Knoi un kratzen de Ärn düer. Met acht Joahrn kann ick oll methelpen.“

Vielleicht hat die Leserschaft auch Erinnerungen an das „Kartoffeln upsoiken“ und genießt zum Herbst den ersten Pickert, egal welcher Art, aus der neuen Ernte.

Preisrätsel: Küchenzeugs aus der Kramschublade



Frage: Wofür wurde dieses rätselhafte Teil genutzt?

Die Kochforscher des Kreisheimatvereins fragen nach rätselhaften Küchengeräten. Kennen Sie die Kramschublade? Fast jeder ordentliche und unordentliche Haushalt besitzt eine. Hier landen kleine Gegenstände, die zum Wegwerfen zu schade sind und besonders gerne Zeugs, von dem keiner genau weiß, wofür es gut ist. Wir haben festgestellt, dass solches Zeugs besonders in Küchen zu finden ist. Genau darum geht es in der Reihe der Kochforscher des Kreisheimatvereins. Wir stellen Ihnen ein rätselhaftes Küchengerät vor und Sie schreiben uns, wofür es gut ist.

Wie heißt dieses Objekt? Wofür wurde es benutzt? Schreiben Sie uns die richtige Antwort an kreisheimatverein@kreis-herford.de. Unter den richtigen Antworten verlosen wir fünf Mal das neue Rezeptheft „Kuchenglück. 100 Jahre süße Geschichte im Witekindsland“.

Deshalb: Bitte Anschrift

nicht vergessen. Gemäß der Datenschutzverordnung wird Ihre Adresse sofort gelöscht. Die Auflösung gibt es im nächsten HF.

Auflösung HF Nr. 117

Unser letztes rätselhaftes Küchenzeugs war ein Entsafter aus Edelstahl für Zitrusfrüchte. Der kleine Metallkegel lässt sich in eine Zitrusfrucht drehen. Nach einem leichten Zusammenpressen der Frucht lässt sich der Saft direkt aus der Frucht über die krugförmige Gießnase ausgießen. Frischer lässt sich keine Zitrone oder Orange auspressen.



Lösung: Ein Entsafter für Zitrusfrüchte. Fotos: Kiel-Steinkamp

Im Siebenjährigen Krieg starben Franzosen in Wallenbrück

Ein Gedenkstein in der Kirchhofmauer erinnert an die Soldaten.

Gerhard Heining

Unter den vielfältigen Zeugen der Geschichte an der Marienkirche in Spenge-Wallenbrück kommt dem sogenannten „Franzosen-Stein“ in der östlichen Kirchhofmauer eine bemerkenswerte Bedeutung zu. Auf ihm ist eingemeißelt: „Hier ruhen 11 im Jahre 1759 gefallene franz. Soldaten.“

In seinem Buch „Spenge. Bilder und Geschichten aus sechs Jahrhunderten“ schildert der Regionalhistoriker August Wehrenbrecht ausführlich das im Zuge des Siebenjährigen Kriegs (1756-1763) stattgefundenen Scharmützel zwischen einem hannoverschen Freikorps und einer französischen Avantgarde-Abteilung.

Bei der Auseinandersetzung kamen die genannten französischen Soldaten ums Leben. Die Wallenbrücker Geschennisse standen dabei im Zusammenhang mit der Schlacht bei Minden. Wehrenbrecht erwähnt jedoch nicht, dass diese Schlacht auch weltgeschichtliches Gewicht hatte: Sie band in Europa Kräfte, die in dem Krieg, den England und Frankreich zur gleichen Zeit in Nordamerika um den Besitz der Kolonien führten, ebenfalls benötigt worden wären. Später konstituierten sich dort

die Staaten USA und Kanada.

Kommt mit dem Grabstein also ein Hauch von Weltgeschichte nach Wallenbrück? Wir wollen es mal nicht übertreiben, aber immerhin ist die Verbindung mit der Schlacht bei Minden erwähnenswert.

Wo genau sich das Grab der Franzosen befindet, wissen wir nicht. Pastor Goepel, der ab 1764 seinen Dienst in Wallenbrück versah, berichtet von einer Lage „östlich des Altars“. Diese Formulierung lässt vermuten, dass damit eher der Bereich in der Vierung ungefähr am Standort des Taufengels gemeint war als die jetzige Stelle südöstlich in über 20 Metern Entfernung. Der Bereich „östlich des Altars“ wurde dann durch die Erweiterung der Kirche 1885 überbaut.

Meistens war die Sicht auf den Stein durch Büsche vor der Mauer behindert. Kürzlich entfernte man sie. Bei der Ausrottung von „Stumpf und Stiel“ entstand ein etwa 1,30 Meter tiefes und 2,50 Meter breites Loch, an dessen Grund verstreut sieben Menschenknochen gefunden wurden, darunter die obere Hälfte eines menschlichen Oberschenkelknochens. Das sind möglicherweise Funde, die bei dem Ausheben der Fundamentgräben für den Ostbau der Kirche zu Tage kamen.

Nach dieser Rodung wurde augenfällig, dass Schutzmaßnahmen für den Stein vor schädigenden Witterungseinflüssen sinnvoll wären. Da die Kirche samt der Kirchhofmauer unter Denkmalschutz steht, wurde das Landesdenkmalamt in die Beratung mit eingebunden. Nach einer Begehung mit den Denkmalschützern wurde nun kürzlich beschlossen, ein schützendes Dach rund um den Stein zu installieren.



Der Franzosenstein ist Teil der Mauer, die die Wallenbrücker Kirche umgibt. Foto: Anna Vogt

In Gesprächen über aktuelle Vorgänge in Wallenbrück erinnerte sich Pastor i.R. Heinz-Georg Scholten an eine Begebenheit vor 60 Jahren, die zum Schmunzeln veranlasst. Auch in ihr spielt der Franzosenstein eine gewisse Rolle.

Scholten erzählt: Zu Beginn seines Dienstes in Wallenbrück habe er die Marienkirche genauestens kennenlernen wollen. Bei dieser Inspektion war er allein und als er den Altarbehang anhub, sei da-

hinter eine Zigarrenkiste neben Kehrblech und Handfeger zu sehen gewesen. In dem Kistchen war Kehrlicht. Nach kurzer Überlegung habe er den Inhalt unter den Büschen vor der nächstgelegenen Kirchhofmauer verstreut und dann der damaligen Küsterin Vorhalt gemacht, der Unrat gehöre doch nicht unter den Altar!

Deren Reaktion, ganz erschrocken: „Aber das ist doch die Asche von unserem Kirchengründer!“ Bei dem Ausbau des „Gerhard-Leichensteins“ aus der Mauer neben der Orgel wären laut Küsterin die Handwerker auf eine zerborstene Urne mit der Asche gestoßen. Sie hätten Pastor Meyer hinzugezogen, der die Asche in die Zigarrenkiste gefüllt und diese unter den Altar gestellt hätte.

Beindruckt von diesen Informationen habe er, Scholten, die erreichbaren Reste der Asche nun wieder zusammengekratzt und nach einem „Begräbnisplatz“ gesucht. Dabei sei ihm die Stelle vor dem Franzosenstein passend erschienen, weil er diesen anhand einiger Buchstaben als Gedenkstein identifiziert habe. Bald darauf sei auf sein Betreiben der Stein vom Moosbewuchs befreit worden. Weder von den Urnenscherben noch gar von der Zigarrenkiste sind irgendwelche Spuren bekannt.

Glocke erklingt nach 75 stummen Jahren

Vor 550 Jahren wurde in der Kapelle in Westkilver zum ersten Mal Gottesdienst abgehalten. Den Gläubigen blieben fortan lange Wege nach Rödinghausen erspart.

Barbara Düsterhöft

Zum runden Geburtstag gehört ein besonderes Präsent. Was die Ev. Kirchengemeinde Westkilver allerdings ihrer Kapelle zum 550. Geburtstag schenkt, ist außergewöhnlich. Nach rund 75 „stummen“ Jahren erhält die Klus für ihren verwaisten Dachreiter wieder eine eigene Glocke, die vor allem zu besonderen Fest- und Feiertagen wie Taufen und Hochzeiten geläutet werden soll.

Passend zum Zeitpunkt der Fertigstellung der Kapelle vor über einem halben Jahrtausend wurde für das erste Läuten der neuen Glocke und die Jubiläumsfeier der „Tag des offenen Denkmals“ am 12. September gewählt. Sicher überliefert ist das Datum der Vollendung durch eine Inschrift über der Eingangstür. „Anno Domini MCCCCXXI ante michaelis“ ist hier zu lesen, also ganz wörtlich übersetzt „Im Jahre des Herrn 1471 vor Michaelis“. Damit steht fest, dass die Arbeiten vor dem Michaelistag, d.h. vor dem 29. September, beendet waren.

Kirchweihe war wohl am Michaelistag 1471

Wahrscheinlich war dieses Datum dann auch der Tag der offiziellen Kirchweihe und damit vermutlich sogar der Beginn des jährlich stattfindenden „Kilver Marktes“.

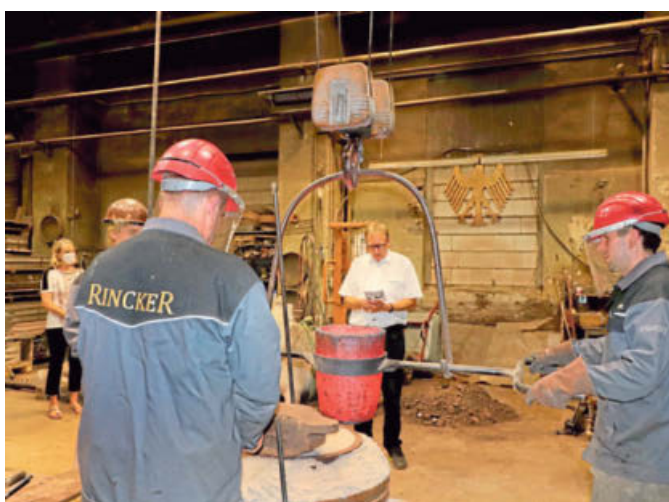
Nachweislich erwähnt wurde die Kapelle bereits sieben Jahre später in Urkundenabschriften aus dem Stadtarchiv Münster. Ab dem Jahr 1482 fanden die ersten regelmäßigen Gottesdienste statt. Bis dahin diente allein die Bartholomäuskirche im rund vier Kilometer entfernten Rödinghausen allen Gläubigen im Kirchspiel als Gotteshaus. Die Menschen aus der Umgebung mussten also zuvor einen weiten Weg für den sonntäglichen Gottesdienst und für alle weiteren kirchlichen Fest- und Feiertage auf sich nehmen.

Das Gebäude zeigt sich dem Besucher als einschiffige spätgotische Kapelle mit Strebepfeilern, Maßwerkfenstern, einem Eingangsportal mit „Eselsrücken“ und einem Dachreiter am Westende. Im Inneren finden sich Gratgewölbe mit Scheitelgraten auf Wandpfeilern und Konsolen.

An der Südseite gibt es als auffällige Besonderheit zwei menschliche Köpfe an den Kragsteinen zu entdecken. Sie wurden als einziges und damit deutlich hervorgehobenes figürliches Schmuckelement in die architektonische Gestaltung eingefügt. Möglicherweise sollen sie einen Hinweis auf die Marienbruderschaft ge-



Die 1471 geweihte Kapelle mit dem Dachreiter ist deutlich kleiner als der Erweiterungsbau (dahinter) vom Anfang des 20. Jahrhunderts.



Gemeindemitglieder und Pfarrer Axel Bruning sind dabei, als die neue Glocke für die Klus gegossen wird. Fotos: Düsterhöft



Die aus Stein gehauenen Gesichter bleiben rätselhaft.



Inschrift: Im Jahre des Herrn 1471 vor Michaelis.

ben, die als Stifter der Kapelle gilt. Gegen diese These spricht allerdings ihre Position in untergeordneter Stellung, die für gewöhnlich Darstellungen von Mächten des Bösen vorbehalten war. Da den Gesichtern keine weiteren Attribute mitgegeben wurden, die uns eine einfache Interpretation ermöglichen könnten, bleibt bei der Deutung wohl auch kommenden Generationen noch reichlich Spielraum für eigene Vermutungen.

Wer der Kapelle heutzutage einen Besuch abstatten möchte, der wird sie vermutlich auf den ersten Blick zunächst einmal gar nicht finden. Denn zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die mittlerweile zu klein gewordene Klus durch den Anbau eines neuen Kirchen-

schiffs deutlich vergrößert und erweitert. Eine Eigentümlichkeit ist, dass der Neubau zum Hauptschiff wurde und die alte Kapelle damit optisch an den Rand rückte. Diese Besonderheit lässt sich sicher vor allem durch den zeitgleich eingeschlagenen Weg zur selbstständigen Kirchengemeinde erklären.

Anfang des 20. Jahrhunderts wurde groß angebaut

Die junge Gemeinde konnte ihre neugewonnene Autonomie nun mit einem großen Kirchengebäude deutlich nach außen zeigen, erhielt sich dabei aber gleichzeitig ihre vertraute Kapelle.

Der Bau des großen Glockenturmes folgte rund ein Vierteljahrhundert später und sogar ein weiterer Ausbau mit einem Südschiff war geplant, kam jedoch durch den Ausbruch des zweiten Weltkrieges nicht mehr zustande. Dieser war auch für den Verlust der ursprünglichen Kapellenglocke verantwortlich, die für die Rüstungsindustrie eingezogen und eingeschmolzen wurde.

Erfreulicherweise sind aus der Bauzeit der Kapelle Kunstschätze erhalten geblieben, von denen zwei besonders erwähnenswert sind. Beim ältesten erhaltenen Stück handelt es sich um eine mittelalterliche Madonna, die sich heute im Besitz des Westfälischen Landesmuseums in Münster befindet. Die Figur ist eine von nur

noch rund 40 erhaltenen westfälischen Statuen des 13. Jahrhunderts. Bei ihrer Gestaltung ist vor allem ein Eingriff aus dem 17./18. Jahrhundert hervorzuheben, bei dem das ursprüngliche Kopftuch Marias zu einer Frisur mit offenen, welligen Haaren umgearbeitet wurde.

Um ein äußerst seltenes Stück handelt es sich auch bei der Kanzel. Diese entstand um 1470, also genau während der Bauzeit der Kapelle. Sie ist das vermutlich älteste erhaltene Exemplar aus Minden-Ravensberg.

Wer die Klus besuchen möchte findet weitere Informationen rund um die Kirche und ihre Geschichte sowie Ansprechpartner unter www.westkilver.de



Der Rüttelschuh ist eine raffinierte Erfindung. In der Mühle regelt er, wie viel Korn zwischen die Steine fließt. Von einer Blattfeder (vorn) gezogen, prallt er immer wieder gegen den rotierenden „Vierknack“ (oben links). Das lässt die Mühle klappern. Foto: Christoph Mörstedt

Darum klappert die Mühle

HF-Reihe „Das Dings“: Der Rüttelschuh

Christoph Mörstedt

Zuerst plätschert es nur. Bald rinnt immer mehr Wasser aus dem Teich und fällt in die Kammern des großen Rades von Rürups Mühle. Jetzt rauscht es richtig und das Rad beginnt sich zu drehen. Die Mühle nimmt Fahrt auf. Irregendetwas klappert schnell und schneller. „Das ist der Rüttelschuh“, sagt Uli Flachmann, heute der Museums Müller vom Dienst, zeigt auf eine Art Kasten aus Holz. „Der muss klappern.“

Das wollen wir genauer wissen. Die Wassermühle am Mittelbach in Löhne-Wittell ist für das Mahlen von Getreide gebaut und mindestens 430 Jahre alt. Zum Mahlen hat sie den Mahlgang, zwei große, runde Steine, die übereinander liegen. Der untere liegt fest, der obere dreht sich.

Der Maschinensound der alten Zeit

Zwischen beiden werden die Getreidekörner zerschnitten und zerrieben, bis sie als feines Vollkornmehl in einen Sack fallen. Dabei muss immer die passende Menge Getreide zwischen die Steine nachlaufen. Dafür sorgt der Rüttelschuh.

Der ist schräg aufgehängt und bewegt sich in schneller Folge seitlich hin und her. Der Müller stellt die Neigung des Schuhs ein und bestimmt so, wie viel Korn fließen soll. Das Rütteln des Schuhs lässt das Getreide gleichmäßig aus dem Vorratsrichter rutschen und

schließlich durch das runde Loch des oberen Mahlsteins, das Auge, in den Mahlgang fallen. Viermal pro Steinumdrehung schlägt der Schuh an ein Kantholz an. Man nennt es „Vierknack“. Eine Blattfeder zieht den Schuh gegen das Kantholz.

So kommt es, dass die Rüttelgeschwindigkeit des Schuhs sich automatisch nach der Drehzahl des Steins richtet. Das ist besonders in Windmühlen wichtig. Bei böigem Wind schwanken ihre Drehzahlen schonmal ganz erheblich. Der Rüttelschuh gleicht diese Schwankungen automatisch aus – eine feine Sache für den Müller. Er ist ohnehin schon mit allen Sinnen gefordert: Das Klappergeräusch zeigt das Tempo des Mahlgangs an, das Mahlen selbst muss richtig klingen und richtig riechen. Riecht es scharf, reiben die Steine „leer“ aufeinander, was sie nicht dürfen. Zwischen den Fingern prüft der Müller die Konsistenz des Mahlguts – es darf nicht zu grob, nicht zu fein und nicht zu warm sein. Damit alles passt, stellt er den Abstand der Steine zueinander, die Menge des Antriebswassers und eben den Rüttelschuh präzise ein.

Der Rüttelschuh gehört zu den ganz frühen technischen Regelungen. In den Mühlen, den ältesten Maschinen der Menschheit, macht er sich seit Jahrhunderten nützlich. Sein unaufhörliches Klappern bestimmt den Maschinensound der ganz alten Zeit – im Wind auf dem Berge genau wie im kühlen Grunde am rauschenden Bach.

Die Welt der Heringsfänger

Es gilt, eine Entdeckung zu machen: Die geheimnisvolle Welt der Heringsfänger taucht am Horizont auf – mit Gefahren auf hoher See, harter Arbeit und der Chance auf reichen Fang. Im Petershäger Ortsteil Heimsen an der Weser lädt das Heringsfänger-museum am Sonntag, 10. Oktober, zum Besuch ein. Überhaupt ist in Heimsen an dem Tag viel los: An der örtlichen Windmühle liest der Autor und

gelernte Zimmermann Bernd Gieseking aus seinem aktuellen Werk. Poetry Slam und Shanty Chor bereichern das Programm – für jeden ist was dabei. Organisiert wird das Programm im Rahmen der „Kultur an der Mühlenstraße“ und dem Projekt „Handwerk trifft Kultur“. Dabei machen die Kreise Minden-Lübbecke und Herford gemeinsame Sache. Infos auf www.handwerk-trifft-kultur.de

Vorträge beim Geschichtsverein

Der Herforder Geschichtsverein lädt zu einer Reihe von Vorträgen ein. Jeweils 19 Uhr, Vortragsraum Markthalle, Rathausplatz 2, in Herford. Anmeldung erwünscht über Info@geschichtsverein-herford.de.

7. Oktober: Thomas Schnepf: „Die Ermordung des Herforder Bürgermeisters Wilhelm Busse 1921“
4. November: Babette Ludowici: „Frühe Christen am Hellweg“
2. Dezember: Gaby Küppers: „Bauten Barocker Fürstinnen“
Gertrud von der Lippe“

16. September: Dr. Diana Zunker: „Monstrum und Magistra: Die Herforder Äbtissin

Das kurze Leben eines Jagdpiloten aus Herford

Robert Meyer-Arend galt als Fliegerass. Er wurde 1944 über den Vogesen abgeschossen. Seine Verlobte erwartete ein Kind.

Christoph Laue

Bisher unbekannt war das Schicksal des gebürtigen Herforder Robert Meyer-Arend. Nun hat Douglas Dashwood-Howard aus Sennfeld bei Schweinfurt eine Publikation dazu vorgelegt. Der gebürtige Brite lebt dort seit 1970 und erforscht die Orts- und Regionalgeschichte. Aufmerksam wurde er durch Berichte über einen Luftkampf am 14. Oktober 1943 bei Schweinfurt, bei dem Robert Meyer-Arend einen Luftsieg für sich beanspruchte.

Dashwood-Howard recher-

chierte vor Ort und in zahlreichen Archiven, aber auch in Herford. Über Torsten Führer vom Fernseh-Fachhandel Meyer-Arend in der Radewig bekam er Kontakte zu Verwandten. Der Bruder von Robert war Gründer des Geschäfts, ein weiterer Bruder führte es lange. Es gelang sogar die Verlobte von Robert und dessen Sohn, der nach seinem Tod geboren wurde, zu ermitteln. Auch das Stadtarchiv Herford war bei den Recherchen behilflich. Nun liegt die Publikation auch dort vor.

Robert Meyer-Arend wurde im November 1919 in Her-



Robert Meyer-Arend als Leutnant kurz vor seinem Tod. Foto: Privatbesitz Dashwood-Howard

ford geboren. Er lernte das Tischlerhandwerk, war wohl früh Mitglied im Herforder Verein für Luftfahrt. Er kam 1939 zu einer Kompanie des Flieger-Ausbildungs-Regiments in Königsberg, beendete die Fliegereausbildung 1942. 1943 begann sein Kriegseinsatz. Er galt mit zahlreichen Feindflügen und Luftsiegen als Fliegerass, wurde mehrfach ausgezeichnet und bis zum Rang eines Leutnants befördert.

Sein letzter Flug endete mit einem Abschuss über Gérardmer in den Vogesen. Er starb am 7. Juni 1944 in einem La-

zareth in Haguenu, nachdem fälschlicherweise seinen Eltern bereits am 29. Mai der Tod mitgeteilt worden war. Offenbar war der Staffkapitän der Überzeugung gewesen, dass er bereits den Luftkampf nicht überlebt hätte. Robert Meyer-Arend war verlobt und ein Kind war unterwegs, eine Heirat geplant. Nur lernte sein Sohn Jürgen seinen Vater nie kennen.

Das Schicksal Meyer-Arends steht für viele Tote des Krieges und ist dokumentationswert, auch wenn wir heute in den Fliegern des Zweiten Weltkriegs keine „Helden“ mehr sehen sollten.

„Maskierter Strolch“ ist optimal getarnt

Einem Naturfotografen gelang es, die Raubwanze in Exter zu fotografieren

Eckhard Möller

Tarnung ist für viele Arten überlebenswichtig. Sie hilft ihnen, von einem Fressfeind nicht entdeckt zu werden. Einige aber sind selbst der Räuber, und die Tarnung ermöglicht ihnen eine unbenutzte Annäherung an ihre Beute. Zu dieser Gruppe gehört eine Wanze, der Wissenschaftler den ungewöhnlichen Namen Maskierter Strolch (*Reduvius personatus*) gegeben haben.



Der Naturfotograf Günter Jäkel war am 31. Mai in Exter mit einem alten Kirschenstamm beschäftigt, als er dabei im Holzmulm unter einer losen Rinde ein merkwürdiges mit Staubpartikel übersätes flaches sich bewegendes Objekt entdeckte, das ungefähr anderthalb Zentimeter groß war und sich nur ruckartig bewegte. Natürlich war es ein Tier, aber auf den ersten Blick war nicht mal klar, zu welcher Gruppe es gehören könnte. Fotos mussten her.

Erst eine genaue Analyse seiner Bilder ergab dann, dass es eine Wanze war, und zwar eine höchst interessante. Der deutsche Name Maskierter Strolch beschreibt schon deutlich das ungewöhnliche Leben dieses Insekts.

Sie sind zu finden in Holzstapeln, unter Rinde und totem Pflanzmaterial, meist immer in Deckung, aber auch in alten Häusern unter Balken, auf Dachböden und in Schuppen. Da sie wie alle Wanzen über eine Art Saugstachel

verfügen, können sie auch in Menschenhaut schmerzhaft stechen.

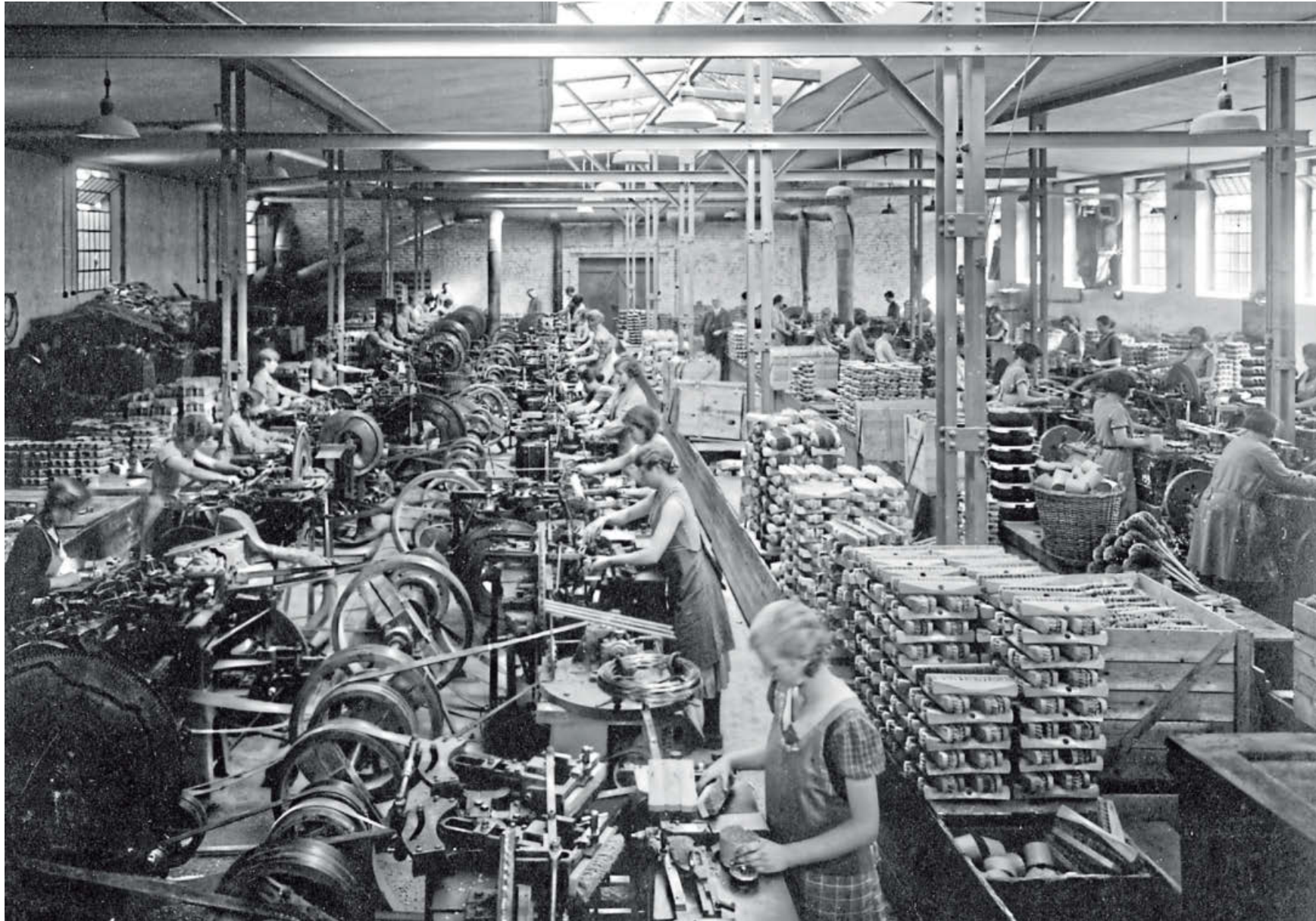
Die Jungtiere sehen ihren Eltern schon recht ähnlich, so auch bei diesen Raubwanzen.

Sie haben nur noch keine Flügel. Für ihr Wachstum brauchen sie Beute. Das können kleine Wirbellose sein wie Spinnen, Fliegen oder andere Wanzen, je mehr desto besser. Je nach Eiweißversorgung kann es wohl durchaus drei Jahre bis zum Abschluss ihrer Jugendentwicklung dauern. Dann erst beginnt das Erwachsenenleben mit der Fortpflanzung.

Um als Räuber besser getarnt zu sein und Beute machen zu können, bedecken sich die jungen Strolche mit Staub- und Dreckschmutzpartikeln, die sie nahezu im Untergrund verschwinden lassen. Ihre Körperhülle aus Chitin ist daher klebrig.

Wenn die Tiere ihre Entwicklung abgeschlossen haben, verzichten sie im Erwachsenenstadium merkwürdigerweise auf eine derartige Tarnung und bleiben sauber. Kaum ein aufmerksamer Beobachter käme dann auf die Idee, dass es etwas anderes als eine Wanze sein könnte, die da unter der Rinde rumkrabbelt.

Der hervorragend dokumentierte Fund in Exter ist der erste belegte Nachweis eines Maskierten Strolchs im Kreis Herford. Es dürfte sie aber mit großer Wahrscheinlichkeit auch an anderen Stellen geben – nur achtet kaum jemand darauf. Foto: Günter Jäkel



Bei König & Böschke fanden auch viele Frauen Lohn und Brot. Zwischen den Arbeitsplätzen sind Besen aufgestapelt.

Fotos: Kommunalarchiv

Vom Besenbinder zum Millionär

1910 standen 220 Arbeiter bei König & Böschke in Lohn und Brot. Sie stellten in der damals größten Besenfabrik Deutschlands an über 40 Maschinen Besen, Bürsten, Pinsel und vieles mehr her.

Christoph Laue

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts löste die Faser der Piassava-Palme aus den damaligen Kolonien in Übersee die bis dahin in Deutschland dominierenden Besen aus Birkenreisern ab. Auch in Herford gründeten sich mehrere Fabriken, aus denen schließlich als größte die „Piassavawarenfabrik“ König & Böschke hervorging.

Hermann König und Josef Böschke, der als Besenbinder nach Herford gekommen war, gründeten 1893 die Fabrik mit zunächst 30 Arbeitern. 1896 wirkten schon 100 Beschäftigte dort und eine 20 PS-Dampfmaschine trieb die Maschinen an.

1910 hatte die Firma 220 Arbeiter in Herford und weitere 100 in Filialbetrieben in Enger und Detmold. Man betrieb schon eine 75 PS Dampfmaschine sowie eigene Dynamomaschinen zur Herstellung der benötigten Elektrizität und hatte eine eigene Fabrikfeuerwehr. Das Firmengelände zwischen Engerstraße und Diebrocker Straße hatte schon die Fläche von 26.000 Quadratmetern, von denen 6.100 mit den Verwaltungs- und Betriebsräumen bebaut waren.

Militär und Eisenbahn waren gute Kunden

Die Arbeiter richteten Piassavafasern und ermöglichten so eine „Massenfertigung von Besenteilen und fertigen Besen“, wie es in einer Broschüre von 1910 heißt.

Eine Spezialität aus dem teuersten Rohstoff war der „Bahia-Piassava“ aus Südamerika. Aber auch aus Afrika wurde der Rohstoff importiert, der laut damaliger Firmenpräsentation „zum größten Teil in der Negerrepublik Liberia gewonnen wird“. Er musste aber eingefärbt werden.

Auch aus Madagaskar wurde eingeführt. Aus Indien bezog die Firma Palmyrafasern, aus anderen Ländern Cocosfasern. Aber auch tierische Fasern wurden verarbeitet.

Ein Katalog aus den 1920er Jahren zeigte auf 72 Seiten das



So sah König & Böschke an der Engerstraße in Herford früher aus.

Sortiment von „Deutschlands größter Piassavabesen- und Haushaltbürstenfabrik“:

„Piassava- und Cocoswaren, Roßhaarartikel, Glanz- und Kleiderbürsten, Fibrewaren, Wurzel- und Bassinewaren, Bürstenwaren, Pinsel für Haushalt, Maler, Industrie und Deckenbürsten.“ Abnehmer waren vor allen das Militär, die Eisenbahnen und Stadtverwaltungen, denn König & Böschke bot auch Besenrollen für Straßenkehrmaschinen an.

Hermann König starb schon 1911, sein Sohn 1913. Josef Böschke zog sich mit dem Verkauf an Georg Blumenthal 1921 aus der Firma zurück, der Markenname blieb auch nach der Umwidmung in eine AG 1922. Blumenthal starb bereits 1931 und ist mit seiner 1948 verstorbenen Frau Aenne auf dem jüdischen Friedhof in Herford begraben. Die Firma wurde als AG weitergeführt.

1944 zerstörten Bomben 80 Prozent des Betriebes

1944 zerstörten alliierte Bomben 80 Prozent des Betriebes. Bis 1948 war er aber schon wieder auf 108 Arbeiter angewachsen. 1960 wurde die Traditionsfirma unter gleichem Namen in den Verband der „Hessischen Holzwerke Heinrich Scherf GmbH“ aus Wald-Michelbach übernommen, deren Markenname in den 1970er Jahren „Coronet“ wurde.

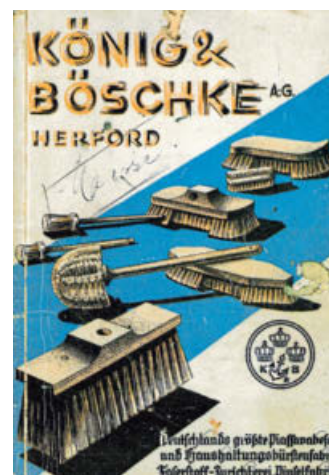
Ab Mitte der 1960er Jahre gab es große Schwierigkeiten, an die Rohstoffe zu kommen. Der Betrieb wurde zusätzlich auf die Nutzung der neuen PVC-Fasern umgestellt.

Coronet ging 2005 in Insolvenz, und auch die Firma „Coronet König & Böschke GmbH“ wurde 2006 nach Konkurs liquidiert. Die Nachfolgefirma „König & Böschke GmbH“ wurde 2012 endgültig gelöst. Den Markennamen Coronet nutzt eine Firma in Sprockhövel bis heute.

Ein früherer Mitarbeiter von König & Böschke hat Teile des Firmenarchivs einschließlich historischer Fotos an das Kommunalarchiv übergeben.



Firmengründer Hermann König.



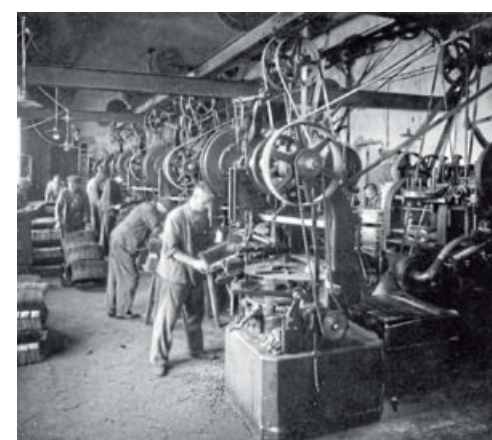
Das Sortiment in einem Katalog aus den 1920er Jahren.



Firmengründer Josef Böschke war der Zweite im Bunde.



Die Fabrik wurde 1944 im Zweiten Weltkrieg von Bomben getroffen.



Die Maschinen in der Besenproduktion wurden über Riemen angetrieben.

„Blaugrüner Nabeling“ – ein kleiner großer Pilz

Er wurde erstmals für den Kreis im Vlothoer Naturschutzgebiet Kleiner Selberg entdeckt.

Eckhard Möller

Champignons und auch wohl Pfifferlinge sind in der Regel den Menschen bekannt, weil sie von ihnen gegessen werden.



Dass es bei uns darüber hinaus aber eine schier unglaubliche Artenfülle an sogenannten Großpilzen gibt, wissen nur wenige. „Groß“ kann allerdings auch sehr klein bedeuten. Der Blaugrüne Nabeling (*Auricularia chlorocyanea*) ist mit seinen nur rund 2 Zentimetern Höhe einer davon.

Er ist in Nordrhein-Westfalen derzeit nur von vier Stellen bekannt, nämlich von Sandmagerrasen in der Senne und im ehemaligen Munitionsdepot im Brachter Wald im Kreis Viersen.

In diesem Frühjahr wurde

der kleine Wicht im Vlothoer Naturschutzgebiet Kleiner Selberg, das mit seiner Wacholderheide auch bei den Botanikern bekannt ist, von dem Pilzspezialisten Markus Pischel aus Exter gefunden.

Pischel ist bei den Pilzfrenden Herford aktiv und besucht immer wieder mal diese nährstoffarmen Flächen, die oft für eine Überraschung gut sind. Der Blaugrüne Nabeling kommt nicht gut mit Nährstoffen klar, und wächst daher nur auf mageren, gern etwas sandigen Flächen, auf denen er überhaupt eine Chance gegenüber kräftigeren und größeren Arten hat.

Dass er wegen seiner Kleinheit dort dann leicht übersehen wird, macht die Suche nicht einfacher.

Foto: Markus Pischel

Vögel im Kreis Herford 2020

Zum allerersten Mal überhaupt gibt es einen Bericht über die Vögel im Kreis Herford im Jahr 2020, allerdings nur online.

Herausgegeben wird er von

der Biologischen Station Ravensberg: www.bshf.de/wp-content/uploads/2021/05/Ornithologischer-Jahresbericht_Kreis-Herford_2020_neu.pdf